

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Hans Werner Kettenbach

*Das starke
Geschlecht*

Roman

Diogenes

Umschlagillustration:
Ramón Lombarte, ›Noche de caricias‹, 1998

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2009
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/09/52/1
ISBN 978 3 257 06688 3

Sie hat mir seinen Wagen geschickt. So sagt man doch, nicht wahr? Den Wagen. Den Chauffeur erwähnt man nicht eigens.

Sie also hat mir den Wagen geschickt, den Wagen ihres Mannes. Ihres Gatten. Es ist ja auch sie gewesen, die zuvor den Termin mit mir vereinbart hatte. Und dabei hatte sie mich gefragt, wie ich zu ihnen kommen wolle.

Ich hatte geantwortet, das sei kein Problem; ich hätte zwar für den Tag unseres Termins mein Auto zur Inspektion angemeldet, aber ich nähme ein Taxi. Sie erwiderte, o nein, o nein, das sei aber nicht nötig. Sie werde mich abholen lassen. Ich versuchte zu widersprechen, doch das erwies sich als schwierig, und am Ende gab ich es auf, weil mir der Gedanke kam, es gehöre sich nicht, das Angebot einer Dame abzulehnen, die nach meiner Vermutung um die vierzig Lebensjahre älter war als ich.

Gegen halb elf heute Morgen trat dann wahrhaftig ein graulivrierter, nicht mehr junger Mann, der eine Schirmmütze in der Hand hielt, in unser Sekretariat ein. Ich stand gerade bei Simone Berger, weil ich sie bitten wollte, einen Brief, den ich ihr diktiert hatte, zu ändern. Frau Enke fragte den Mann, was sie für ihn tun könne. Der Mann antwortete, er sei im Auftrag von Frau Klofft gekommen, um Herrn

Doktor Zabel abzuholen. Frau Enke und Simone sahen mich an. Ich sagte zu dem Mann, es dauere noch einen Augenblick, er möge sich bitte gedulden. Der Mann erwiderte, selbstverständlich, aber er werde im Auto warten, wenn es recht sei, er stehe nämlich vor der Tür im Parkverbot, und ging mit einer leichten Verbeugung.

Als ich vor unseren Eingang trat, saß er nicht hinter dem Steuer des Autos, einer schwarz-spiegelnden, bulligen Karosse, sondern stand daneben auf dem Gehsteig. Er nahm die Mütze ab, schien die Linke mit der Mütze an die Hosennaht zu legen, langte zur Seite und öffnete mit einem schnellen Griff der Rechten die Tür zum Fond. Ich war so überrascht, dass ich ganz gegen mein Selbstverständnis auf den Rücksitz einstieg und mich mit meinem Aktenkoffer auf dem üppigen, mausgrauen Lederpfühl niederließ.

Ich bin mir fast sicher, dass Simone das hohe Fenster im ersten Stock geöffnet hatte und hinunterschaute und dass auch Frau Enke der Versuchung nicht hatte widerstehen können und über Simones Schulter lugte; vermutlich amüsierten sie sich gackernd über die herrschaftliche Zeremonie, zu deren Objekt/Subjekt ich so überraschend befördert worden war. Aber ich versagte mir, während die Karosse geräuschlos anfuhr, den Blick hinauf zu den Fenstern der Kanzlei.

Die Polster des Rücksitzes waren weich und zugleich glatt und fest. Kalbsleder? Lamm? Rindsleder? Keine Ahnung. Teuer jedenfalls. Und sehr angenehm. Teuer auch die Paneelteile im Fond, irgendein rötlich schimmerndes, marmoriertes Edelholz. Zwischen den beiden hochgeklappten Reservesitzen gegenüber meinem Pfühl gab es einen regel-

rechten kleinen Schrank aus diesem Holz. Die Bordbar wahrscheinlich.

Ich fragte: »Ist das eine Bar hier in der Mitte?«

Der Chauffeur reagierte nicht, er blickte unbewegt geradeaus auf die Straße. Ich begann mich zu wundern, aber dann merkte ich, dass eine gläserne Trennwand zwischen dem Fahrersitz und dem Fond hochgefahren war. Irgendwo würde es einen Schalter geben, mit dem sich ein Lautsprecherkontakt zwischen dem Fahrer und dem Herrn im Fond herstellen ließe. »Können Sie denn nicht eine Umgehung fahren, Georg? Wie lange sollen wir denn noch hier herumkriechen?«

Hochkeppel hatte gesagt, dieser Mandant werde vielleicht ein bisschen schwierig sein. Er habe sich aus kleinen Anfängen emporgearbeitet, ein nicht sehr großes, aber florierendes Unternehmen aufgebaut und die autokratischen Allüren, deren es dazu vielleicht bedurft habe, nie ablegen können. Das nicht sehr große Unternehmen schien tatsächlich zu florieren, wenn der Chef sich in einer solchen Karosse herumkutschieren ließ. Aber wie war es, wenn er so gern die Leute bevormundete, zu erklären, dass seine Frau nicht nur an seiner statt Termine für ihn absprach, sondern auch, ohne ihn zu fragen, über seinen Wagen verfügte?

Der Chauffeur nahm einen anderen Weg, als ich genommen hätte. An der Grenze der Innenstadt bog er nicht zu der quirligen Hauptstraße des alten Vororts ab, hinter dessen Ausläufern vor fast hundert Jahren die begüterten Kreise ihre Villen in den Wald gesetzt haben. Statt auf diese direkte Verbindung fuhr er hinunter auf die Schnellstraße, die am Ufer des Stroms entlangführt. Man kommt dort natür-

lich besser voran, aber es gibt weniger zu sehen. Nicht die dicht bewohnten, vierstöckigen Mietshäuser aus dem späten 19. Jahrhundert, nicht das Gewimmel vor den Läden, mit denen die Türken den Vorort koloriert haben. Nur hier und da ein Lastschiff, das mit breiter Bugwelle stromauf stampft, ein anderes, das geschwind und fast lautlos zu Tal gleitet.

Von der Schnellstraße aus gelangt man ziemlich überraschend in das Villenviertel. Eine einsame Ampel gibt einem ohne Ankündigung die Gelegenheit, aus dem Verkehrsstrom auszuscheren in eine schmale Seitenstraße. Rechts und links dieser Abzweigung stehen noch ein paar bröckelnde Wohnhäuser, auf der Ecke auch eine alte Schenke mit niedrigen Fensterbänken, früher vielleicht die erste Rast der Fuhrleute, die stromab mit ihren Pferdekarren in die Stadt kamen. Aber keine hundert Meter weiter verwandelt sich die Straße unversehens zu einer auf beiden Seiten mit hohen Ulmen bestandenen, engen Allee.

Es war ein heißer Tag Ende Juni, und ich hatte unter dem Blättergewölbe plötzlich das Gefühl, in eine Art Refugium eingelassen zu sein. Das stoßartige Rauschen und Zischen des Gegenverkehrs auf der Schnellstraße verebbte, Stille breitete sich aus. Eine seit langer Zeit verschüttete Erinnerung regte sich in mir, an einen der wenigen Tage, an denen ich schon einmal in diesem Viertel gewesen bin. Meine Großtante, die hier bei einem Universitätsprofessor als Haushälterin gearbeitet hat, war zum Sonntagskaffee bei uns zu Hause gewesen, und ich hatte sie auf dem Heimweg begleiten sollen, um ihr ein Paket mit irgendeinem ausgefallenen Küchengerät zu tragen, das mein Vater für sie besorgt hatte.

Ich wäre lieber zu Hause geblieben, um mich vor den Fernseher zu hocken, und das Paket schien mir die Mühe auch nicht wert, die Tante hätte es leicht selber tragen können. Aber nein, ich musste es ihr nicht nur bis vor die eichene Tür unter dem vorspringenden Dachrand bringen, sondern auch noch ins Haus hinein, und dann hieß sie mich zum Überfluss, mich in die Küche zu setzen und bei einem Glas Johannisbeersaft, den ich nicht mochte, einen Augenblick auf sie zu warten.

Es war still in diesem Haus, und totenstill in der unheimlich großen, rundum gefliesten, schimmernden Küche, die Abendsonne verbreitete eine rötliche Melancholie, und es roch befremdlich – nicht übel, gut sogar, aber irritierend, ein wenig süß und zugleich herb, es mussten Gewürze sein, oder besondere Speisen, die ich nicht kannte, die man hier aber alle Tage aß.

Schließlich kam die Tante zurück, sie lächelte, als sei sie voller Erwartung, aber auch ein wenig beklommen, und dann erschien hinter ihr der Professor. Mittlerweile habe ich begriffen, dass sie ihm ihren kleinen schlaunen Großneffen hatte präsentieren wollen. Doch die Vorführung fiel aus. Der Professor, vermute ich, hatte sich nach dem Mittagessen aufs Ohr gelegt und hatte verschlafen, die Tante hatte ihn zur Unzeit vom Sofa aufgeschreckt, er kam mit seinen struppigen weißen Haaren und dem weißen Schnauzbart in die Küche getapert, rannte dabei mit der Schulter gegen den Türpfosten, rieb sich die Schulter mit einer wilden Grimasse, rang sich ein Lächeln ab, als ich in sein Blickfeld geriet, nickte und brummte etwas Unverständliches.

Ich stand auf, aber bevor ich, was auch immer, antworten

konnte, war er an mir vorbeigetauert, er öffnete die Tür des gewaltigen Kühlschranks, holte eine Milchpackung heraus und öffnete den Verschluss. Zu Weiterem kam er freilich nicht, denn die Tante trat mit zwei langen Schritten neben ihn, nahm ihm die Milch ab und füllte ein Glas, das sie ihm reichte. Er trank es glucksend leer, hielt es ihr vor die Brust, sie füllte es abermals, und er gluckste auch noch ein drittes hinunter, bevor er einhielt. Die beiden standen einen Augenblick voreinander, die Tante mit der Milchpackung, er mit dem Glas in der Hand, der Professor ins Leere blickend, als erwarte er eine Art hilfreicher Eingebung.

Unversehens blies er die Backen auf. Die Tante nahm die Schultern zurück und fixierte ihn mit unverkennbarer Schärfe, der Professor zögerte eine Sekunde lang, dann ließ er mit einem unterdrückten Grunzen die aufstoßende Luft durch die Nase entweichen. Ohne sich weiter zu äußern, wandte er sich von der Tante ab, er stutzte, als er mich abermals wahrnahm, nickte mir zu, lächelte auch noch einmal und verließ die Küche.

Auf der Heimfahrt in der Straßenbahn versuchte ich, meine Eindrücke zu verarbeiten, aber es fiel mir schwer, zu entscheiden, was bemerkenswerter gewesen war – die abgehobene, makellose Stille in diesem Viertel, in dem niemand herumschrie; der Geruch des Hauses, der Geruch der Küche, bei dem es sich vermutlich um den heimischen Geruch der besseren, der reichen Leute handelte; oder die Aufführung des Professors, der – da war ich mir sicher – die Milch aus dem Tetrapack getrunken hätte, wäre die Tante nicht davor gewesen; und ich hatte sogar wenig Zweifel daran, dass er nach den drei Glas sehr laut und mit

offenem Mund gerülpst, wenn die Tante ihn nicht so streng angesehen hätte.

Auch die Villa unseres Mandanten, in einer verwinkelten Seitenstraße gelegen, hatte ein tief herabgezogenes Dach und eine Tür aus Eichenholz. Ich konnte zwar, indem ich beschleunigt ausstieg, sobald die Karosse in die Einfahrt abgebogen war und vor dem Eingang hielt, die erneute Ehrenbezeigung des Chauffeurs vermeiden, ich verließ die Karosse und winkte ihm zu, während er um die Kühlerhaube bog, rief: »Danke schön!«, und ging ohne sein Geleit die drei Stufen zur Haustür empor. Aber das ließ er nicht auf sich sitzen, er überholte mich noch auf den Stufen und läutete auch an meiner statt.

Ich erwartete, dass über den Lautsprecher, der neben der Tür eingebaut war, zunächst ein Befragungsritual abgehalten und dass dann ein schwarzgekleidetes Hausmädchen mit weißem Schürzchen oder auch ein Butler mir Einlass gewähren würde. Aber die Tür öffnete sich auf der Stelle, und es erschien eine mittelgroße Frau mit dichten, kurzgeschnittenen grauen Haaren und grauen Augen. Sie streckte die Hand aus und sagte: »Guten Tag, Herr Doktor Zabel. Ich bin Cilly Klofft.« Die Hand war kühl und trocken.

Sie lächelte, doch die Augen musterten mich gründlich. Ich folgte ihr, während der Chauffeur die Haustür von außen zuzog. Sie trug ein buntgeblühtes Sommerkleid und an den bloßen Füßen Sandalen. Die Frau konnte die siebzig Jahre nicht alt sein, auf die ich sie nach den Mitteilungen meines Chefs über ihren Mann geschätzt hatte. Wären ihre Haare nicht so grau gewesen, hätte man sie von hinten für eine Frau von dreißig oder vierzig halten können. Ich nahm

den vagen, fremden Geruch wahr, der mich plötzlich anrührte. Nein, nein, es war nicht der abweisende Geruch der reichen Leute; es musste ihr Parfum sein. Es war sehr sympathisch.

Sie führte mich in ein weiträumiges Wohnzimmer, dessen Außenwand im Wesentlichen aus Glas bestand. Dahinter lagen die Terrasse und ein anscheinend nicht sehr großer, aber reich bepflanzter Garten.

Sie fragte mich, ob ich einen Saft trinken möchte. Ich sagte, nein, danke; vielleicht nachher. Sie sagte, ich könne mich aber doch einen Augenblick lang zu ihr setzen; sie werde mich gleich zu ihrem Mann bringen. Ich setzte mich in den Sessel, auf den sie gewiesen hatte, sah hinaus in den Garten und sagte, dieser Garten sei aber sehenswert. Sie sagte: »Nun ja. Der Gärtner kommt zweimal die Woche.« Sie lächelte und setzte sich mir gegenüber.

Ihr Gesicht war gebräunt, ebenso wie ihre Arme und Füße und die Beine bis über die Knie. Wahrscheinlich besuchte sie regelmäßig ein Sonnenstudio. Oder sie hatte die Sonnenbank zu Hause. Neben dem Fitnessraum im Kellergeschoss.

Die unteren Ränder ihrer Augen und die Augenwinkel waren von winzigen kleinen Fältchen gesäumt. Die Mundwinkel auch, übrigens. Sie war wohl doch schon ein wenig älter.

Vielleicht legte sie sich trotzdem auf die Terrasse, um zu bräunen; dieser Garten war natürlich von außen nicht einsehbar.

Mir wurde jäh bewusst, dass ich sie anstarrte, stumm wie ein Fisch. Ich holte Luft, aber sie kam mir zuvor. Sie

sagte: »Arbeiten Sie schon lange bei Herrn Doktor Hochkeppel?«

»Etwas mehr als ein Jahr.« Meine Stimme klang belegt, ich räusperte mich. »Ein und ein Vierteljahr in der nächsten Woche, ja.«

Sie nickte. »Und er hat jetzt also den Ruhestand angetreten, mehr oder weniger?«

»Herr Hochkeppel, meinen Sie?« Während ich noch die Frage stellte, hörte ich die Alarmglocken läuten. Sie hatte doch mit Hochkeppel telefoniert, bevor er mir den Auftrag gab, sie anzurufen. Hatte er ihr etwa erzählt, er habe sich zur Ruhe gesetzt? Und warum das?

Sie nickte. »Ja, natürlich. Herrn Hochkeppel meine ich.«

»Nun ja... mehr oder weniger, ja. Eine Art Ruhestand. So kann man vielleicht sagen.«

Sie nickte. Nach einer kleinen Pause sagte sie: »Sicher. Das Alter hat er ja nun auch erreicht.« Ich hob die Schultern, lächelte – ein ziemlich dummes Lächeln, fürchte ich. »Ich weiß offen gestanden gar nicht, wie alt er ist.«

»Siebenundsiebzig.« Sie schwieg wieder einen Augenblick lang. Dann sagte sie: »Ein Jahr jünger als mein Mann.«

»Ah ja!«

In der Diele schlug eine Klingel an, zweimal kurz, doch sie schien das Signal zu ignorieren. Sie warf einen Blick hinaus in den Garten. Dann sah sie mich wieder an. »Aber... es geht ihm doch gut, hoffe ich?«

»Herrn Hochkeppel?« Schon wieder – war ich denn blöd?! Ich hätte mir auf die Zunge beißen können. »O ja, o ja, ich denke schon! Es geht ihm gut... soweit ich das beurteilen kann. Er ist... wohlauf.«

Sie nickte. Nach einer Weile sagte sie: »Sagen Sie ihm einen schönen Gruß von mir.« Sie stand auf, lächelte. »Dann bringe ich Sie jetzt mal zu meinem Mann. Er scheint ungeduldig zu werden.«

Ich folgte ihr hinaus. Sie ging mir voran zur Treppe, die in das ausgebaute Dachgeschoss führte. Am oberen Ende der Treppe sah ich einen dieser Sitzlifte aus den kleinen Inseraten. *Treppen im Haus? Kein Problem!*

Im letzten Augenblick fiel mir ein, was mein Vater mir aus seiner Tanzstunden-Erziehung in den sechziger Jahren überliefert und anempfohlen hat – es sei denn, ich wolle, dass Frauen mich für einen Flegel hielten: Ich schob mich an Frau Klofft vorbei und ging ihr voraus die Treppe empor.

Als wir oben angekommen waren, fasste sie nach meinem Arm und blieb stehen. Ich sah sie an.

Sie sagte halblaut: »Mein Mann hat ... gewisse Ausfälle. Unvorhersehbare. Verlieren Sie bitte nicht die Geduld. Auch nicht, wenn er vielleicht einmal ... grob wird.«

2

Herbert Klofft saß in einem Lehnstuhl an der offenen Balkontür. Vor ihm stand ein mittelgroßer Arbeitstisch, auf dem einige Bücher, Papiere und Zeitungen lagen. Ich erkannte das BGB, auch das dicke, blau eingeschlagene »Personalbuch«, das juristische Kompendium, dessen sich nicht zuletzt Leute, die heuern und feuern, gern bedienen. Daneben standen ein schwerer kristallener Aschbecher und ein Trinkglas, ebenfalls aus Kristall. Auf einem anderen,

kleineren Tisch hinter der Balkontür waren ein Laptop und ein Drucker zu sehen. In der Luft hing noch der würzige Geruch der Zigarre, die Klofft offenbar schon zu dieser Morgenstunde geraucht hatte.

Der Unternehmer trug ein dunkelbraunes Hemd mit offenem Kragen, das einen Teil seiner graubehaarten Brust und seine sehnigen Unterarme freiließ. Sein Haupthaar war mit Ausnahme der angegrauten Schläfen dunkel, er trug es kurz geschnitten. Dunkel waren auch seine dichten, buschigen Augenbrauen. Seine Haut war blass, nur auf der Stirn und auf den Wangen zeigte sich eine leichte Röte.

Er ließ die Zeitung sinken, wartete, bis seine Frau die Tür von außen geschlossen hatte, fixierte mich und sagte: »Sie sind Herr Zabel?«

»Ja. Alexander Zabel. Guten Tag, Herr Klofft.«

Er faltete umständlich die Zeitung zusammen, legte sie ab, sah mich an. »Sie sind also der junge Mann von Bruno Hochkeppel?«

»Ich bin nicht der junge Mann von wem auch immer. Ich bin Rechtsanwalt und arbeite in der Kanzlei von Herrn Doktor Hochkeppel. Wie Sie ja auch schon wissen.«

Er zog die Augenbrauen hoch, hielt sie eine Weile in dieser Position und fragte schließlich: »Wie alt sind Sie denn?«

Ich legte meinen Aktenkoffer auf seinen Arbeitstisch, zog mir den Stuhl heran, der danebenstand, und setzte mich. »Ich bin neunundzwanzig.«

Er starrte eine Weile auf den Aktenkoffer, hob dann die Augen. »Und wie lange sind Sie schon Rechtsanwalt?«

Nach einer kleinen Pause sagte ich: »Zwei Jahre. Warum?«

Er begann, verhalten den Kopf zu schütteln, zeigte ein Lächeln, als sei er amüsiert, brach plötzlich diese Darbietung ab und starrte mich an. Nach einer Weile fragte er langsam und akzentuiert: »Haben Sie überhaupt irgendeine nennenswerte Erfahrung mit Arbeitsgerichtsprozessen?«

Ich sagte: »Wissen Sie was, Herr Klofft? Rufen Sie Herrn Hochkeppel an, und sagen Sie ihm, er solle Ihnen einen anderen Kollegen schicken.«

Ich stand auf und nahm mein Köfferchen vom Tisch.

Er hob beide Hände. »He, he, Moment mal! Sind Sie meschugge?! Was soll denn das jetzt, zum Teufel?!«

Mir fiel ein, dass die sympathische Frau Klofft mich gewarnt und um Geduld mit diesem Kotzbrocken gebeten hatte, aber es war zu spät; ich weiß auch nicht, ob ich anders reagiert hätte, wenn es mir beizeiten eingefallen wäre. Ich sagte: »Das ist ganz einfach. Ich kann Sie nicht vertreten, wenn Sie mich für ungeeignet halten.«

»Wer hat denn das gesagt? Ich glaub, Sie spinnen?«

»*Sie* haben das gesagt, mehr oder weniger deutlich. Und nehmen Sie bitte zur Kenntnis, dass ich nicht spinne und auch nicht meschugge bin und dass ich mir schon gar nicht so etwas von Ihnen sagen lasse.«

Er warf beide Hände in die Luft. »Du meine Güte, was sind Sie denn nur für ein Sensibelchen?! Jetzt beruhigen Sie sich erst mal!« Er wies auf den Stuhl. »Und setzen Sie sich wieder!« Als er bemerkte, dass ich stehen blieb, hob er den Blick. Nach einem Zögern sagte er: »Ich entschuldige mich auch, Herrgott noch mal! Natürlich spinnen Sie *nicht*! Und meschugge sind Sie auch nicht!« Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: »Genügt das denn nun?«

Ich nahm betont langsam wieder Platz.

Er schnaufte auf, als habe er gerade einen störrischen Esel in den Stall gezerrt, schob die Papiere auf dem Tisch auseinander und zog einen Aktendeckel hervor, starrte darauf, sah dann mich an. Die Röte auf seiner Stirn und den Wangen war ein wenig kräftiger geworden. Er holte einmal tief Luft. »Also, es geht um Folgendes.« Er starrte wieder auf den Aktendeckel, blickte auf. »Sie wissen über meinen Betrieb Bescheid?«

Ich zögerte. »Nicht im Detail, ich habe ...«

»Was soll das heißen? Hat der alte Schwätzer Ihnen etwa nur erzählt, dass wir zusammen auf die Jagd gegangen sind? Oder ein paar Geschichten aus unserem Kegelklub?«

Ich antwortete, nein, natürlich nicht. Aber Herr Hochkeppel habe sich darauf beschränkt, mir zu sagen, dass er, Klofft, vor nicht ganz fünfzig Jahren einen kleinen Handwerksbetrieb übernommen und zu einem weltweit operierenden Unternehmen mit fast hundert Mitarbeitern gemacht habe, von denen die meisten –

Er winkte ab: »Ja, ja, den Schmus können Sie sich sparen. Wir haben nicht fast hundert, sondern genau zweiundsechzig festangestellte Mitarbeiter«, er hob den Aktendeckel halb hoch, »einundsechzig jetzt, nachdem ich ... diese Dame rausgeschmissen habe.«

Ich sah, dass der Aktendeckel in seiner Hand zu zittern begann, er ließ ihn nach einem kurzen Zögern auf den Tisch fallen, legte die Hand darauf, schien die Finger fest auf den Deckel zu pressen, als wolle er das Zittern unterdrücken. Sein Blick wich ab, er wanderte hinaus auf die Wipfel der Bäume, kehrte dann zu mir zurück.

Er sagte: »Spezialisiert. Wir sind Spezialisten, deshalb läuft der Laden so gut. Und natürlich sind wir besser als die anderen. Dosiertechnik. Mess- und Regeltechnik, ich weiß nicht, ob Sie sich darunter etwas vorstellen können. Druck...« Er stockte. Seine Augen wurden starr, dann stieß er jäh hervor: »Druckmesssysteme. Durchflusssensoren.« Er hielt ein, starrte auf die Akte. Nach einer kleinen Pause sagte er: »Sagen wir: Ventile. Wir verkaufen sie auch ins Ausland, ja. Schauen Sie sich die Prospekte an, ich hab sie zu der Akte heften lassen.«

Er hob die Hand, deutete auf den Aktendeckel, legte die Hand sofort wieder darauf. »Und wir... und wir haben in den deutschsprachigen Ländern die Generalvertretung für zwei führende ausländische Hersteller. Eine englische Firma. Und einen Schweden.« Er richtete den Blick hinaus in den Garten.

Unversehens griff er nach dem Trinkglas, das zur Hälfte mit Wasser gefüllt war, setzte es an und trank es leer. Seine Hand zitterte, ich hörte das leise Klappern, mit dem das Glas gegen seine Zähne schlug.

Er stellte das Glas ein wenig zu heftig ab, bückte sich zur Seite und brachte eine Mineralwasserflasche hervor, die neben seinem Lehnstuhl gestanden hatte. Dann zögerte er, warf einen Blick auf die Flasche. Es sah so aus, als frage er sich, ob es ihm gelingen werde, das Glas nachzufüllen.

Ich streckte die Hand nach der Flasche aus. »Darf ich?« Er überließ mir, offenbar überrascht, die Flasche, ich füllte das Glas und stellte es auf den Tisch. Die Flasche stellte ich daneben.

Er sah mir schweigend zu. Dann wandte er den Blick

wieder hinaus in den Garten. Nach einer Weile fing er an, die Lippen stumm zu bewegen.

Ich sagte: »Und in welcher Abteilung hat die Dame gearbeitet?«

Er sah mich an, als verstehe er die Frage nicht.

Ich sagte: »Die Dame, die Sie... entlassen haben?«

»Ah ja. Ja, natürlich.« Er nickte. »Diplomingenieurin. Wirklich vielversprechendes Mädchen. Ich hab sie vor elf Jahren eingestellt. Sie hatte... hatte gerade Examen gemacht.« Er lächelte. »Damals hatte sie noch lange Haare. Eine Mähne bis auf den Hintern. Wie diese... Wetterfee im Fernsehen. Wirklich sehr schön. Oder sagen wir... na egal, wie!« Er lachte. »Ich hab sie natürlich nicht wegen der Mähne eingestellt.«

Er wollte nach dem Glas greifen, brach die Bewegung ab, legte die Hand wieder auf den Aktendeckel. Eine Weile schwieg er, sah vor sich hin. Dann rieb er sich die Stirn. Unversehens hob er den Blick. »Ja, richtig! Ich hatte eine Anzeige im *Ingenieur* aufgegeben. Hab schon in den ersten Tagen drei Dutzend Bewerbungen... oder so... oder so bekommen. Lauter Männer. Sie war die einzige Frau. Aber sie hatte das beste Examen.« Er lachte.

Es dauerte eine ganze Weile. Am Ende, nach mehreren absonderlichen Abschweifungen und einigen Pausen, in denen er einfach schwieg, hatte ich immerhin eine ungefähre Vorstellung von der Geschichte des Rechtsstreits, in dem ich ihn vor Gericht vertreten sollte.

Fristlos gekündigt hat er die stellvertretende Leiterin seiner Fertigungsabteilung, die Diplomingenieurin Katharina Fuchs, 34 Jahre alt und unverheiratet. Er sagte, sie habe zehn

Jahre einwandfrei für ihn gearbeitet, ungewöhnlich gut sogar, aber dann, vor etwa einem Jahr, habe sich das deutlich verändert.

Sie sei wiederholt verspätet zur Arbeit gekommen, habe den Betrieb auch schon einmal über Tag für ein oder zwei Stunden verlassen oder sei vor fünf Uhr, vor dem Büroschluss also, nach Hause gegangen. Insgesamt habe sie deutlich erkennen lassen, dass sie – ganz im Gegensatz zu den vorangegangenen Jahren – an ihren Aufgaben nicht mehr sonderlich interessiert gewesen sei, sondern die Arbeit eher als lästige Notwendigkeit betrachtet habe.

Ihm sei nichts anderes übriggeblieben, als sie abzunehmen. Sie habe daraufhin ihr Verhalten auch geändert, aber das sei nicht von langer Dauer gewesen. Vor zwei Wochen nun, Mitte des Monats, ja, oder ungefähr um diese Zeit, es sei jedenfalls ein Mittwoch gewesen, aber das könne ich ja alles in der Akte finden, an diesem Mittwoch also sei sie zu Herrn Pauly, seinem Geschäftsführer, gekommen und habe gesagt, sie müsse in der darauffolgenden Woche Urlaub machen. Aus dringenden privaten Gründen. Die ganze Woche.

Pauly habe gefragt, was das denn für Gründe seien. Daraufhin sei sie patzig geworden, sie habe dem Geschäftsführer geantwortet, ob er denn nicht gehört habe, dass es private Gründe seien, und das dürfe doch wohl genügen. Nein, habe Pauly gesagt, das genüge eben nicht, und deshalb werde er über diesen Urlaubsantrag auch nicht entscheiden, sie müsse sich damit schon zum Chef persönlich bemühen.

Am nächsten Morgen sei sie dann hier angetanzt und habe ihm dasselbe erzählt, private Gründe, und er habe sie

dasselbe wie Pauly gefragt, nämlich, was das denn heiÙe, private Gründe, und ein bisschen genauer müsse er das schon wissen, und sie habe saufrech geantwortet, nein, das müsse er ganz bestimmt nicht genauer wissen, und private Gründe, das heiÙe ja gerade, dass diese Gründe niemanden auÙer ihr etwas angingen. Und dann...

Er verstummte plötzlich, blickte wieder hinaus in den Garten, begann unversehens, mit dem Kopf zu nicken.

Nach einer Weile sagte ich: »Und dann haben Sie den Urlaub abgelehnt?«

Er sagte, ohne mich anzusehen: »Ja, natürlich.«

Ich fragte: »Sie haben den Urlaub abgelehnt, weil sie Ihnen nicht sagen wollte, was das für private Gründe waren?«

Er wandte sich wieder mir zu, lächelte. »Nein, natürlich nicht.« Er warf noch einmal einen Blick in den Garten, dann sagte er: »Ich habe sie darüber informiert, dass ich für die kommende Woche, also die Woche, in der sie in Urlaub gehen wollte, dass ich genau für diese Woche einen dicken Auftrag erwartete. Von einem sehr interessanten Kunden im Ausland. Und dass ich die Konditionen noch nicht genau wüsste, aber damit rechnete, dass wir sehr schnell liefern müssten, dass wir also alle Mann an Bord brauchten. Und dass sie deshalb ihren Urlaub leider aufschieben müsste.«

Nach einem schweren Nicken sagte er, die Dame freilich, dieses Weibsstück habe das anscheinend nicht einsehen wollen. Sie habe doch tatsächlich eingewendet, über einen solchen Auftrag habe Herr Pauly aber kein Wort verloren. Darauf habe er ihr gesagt, das sei Herrn Pauly auch

nicht möglich gewesen, der wisse nämlich bis zur Stunde von dem Auftrag noch gar nichts. Er selbst, Klofft, habe das letzte Gespräch mit dem Kunden erst an diesem Morgen geführt und Pauly noch nicht verständigen können, weil er, statt die wirklich wichtigen und notwendigen Sachen zu erledigen, sich eben jetzt mit ihren extravaganten Urlaubswünschen herumschlagen müsse.

Ja. Und das sei es dann gewesen. Sie sei abgezogen, wütend wie ein Stier.

Er schwieg. Dann begann er die Lippen zu bewegen, als habe er etwas zu nagen zwischen den Vorderzähnen.

Ich sagte: »Aber das war noch nicht alles.«

»Nein, das war noch nicht alles. Weiß Gott nicht alles.« Er zog den Aktendeckel heran, öffnete ihn, als wolle er etwas nachschlagen, schaute aber gar nicht hinein. »Sie ist danach, also nach diesem Gespräch, das ich mit ihr geführt habe, in den Betrieb gegangen und hat... hat ihre Arbeit getan, als ob nichts gewesen wäre. Über den Urlaub hat sie keinen Piepser mehr von sich gegeben. Auch zu Pauly nicht. Auch am Freitag nicht, das war der darauffolgende Tag.«

Er schlug den Aktendeckel zu, begann wieder zu nicken, hörte nach einer Weile auf damit und sagte: »Aber am Samstag!«

Er nickte, und dann sagte er, an diesem Samstag nach dem Gespräch mit ihm habe sie die Bombe platzen lassen. Auf eine geradezu hinterhältige Art. Und das habe sie wie folgt inszeniert, eiskalt: Pauly sei, wie er das schon einmal tue, am arbeitsfreien Samstagmorgen in den Betrieb gefahren, um ein paar Sachen aufzuarbeiten. Bevor er dann gegen Mittag nach Hause gefahren sei, habe er der Ordnung

halber noch einmal in den Briefkasten am Eingang des Betriebs geschaut. Und dabei habe er einen Brief gefunden, der offenbar durch einen Boten und nicht durch den Briefträger eingeworfen worden war, jedenfalls sei er nicht frankiert gewesen und habe auch keinen Poststempel getragen.

»Ja.« Er beugte sich vor. »Und mit diesem Brief hat die Dame sich dann krankgemeldet, wie aus heiterem Himmel!« Und zwar habe sie sage und schreibe behauptet, sie leide an einem LWS, einem Lendenwirbelsyndrom. »Früher hat man das ganz schlicht einen Hexenschuss genannt! Und man hat sich eine Wärmflasche mit ins Bett genommen oder ein Heizkissen und ist am anderen Morgen wieder zur Arbeit gegangen!« Nicht diese Dame, o nein! Ein ärztliches Attest habe sie gleich dazugelegt. Und dieser Arzt, ihr Haus- und Leib-und-Magenarzt, wie er zufällig wisse, habe sie offenbar ohne Skrupel für die ganze nächste Woche krankgeschrieben. »Die ganze Woche! Merken Sie was?«

Ich fragte ihn, was er damit sagen wolle. Er antwortete, während sich unübersehbar die Röte in seinem Gesicht vertiefte, er wolle damit sagen, dass die Dame ausgerechnet auf die Dauer der Woche, in der sie eigentlich habe Urlaub nehmen wollen, krank geworden sei. Und wenn ich – das wolle er mir gleich *auch* noch sagen für den Fall, dass ich diesen Zufall noch immer nicht merkwürdig fände –, wenn ich nun etwa glaubte, dass sie diese Woche zu Hause im Bett verbracht habe, dann sei ich gewaltig auf dem Holzweg.

Ich fragte: »Und wieso?«

»Und wieso? Wieso?« Er starrte mich an. »Weil sie sich mit ihrem süßen Arsch, mit ihrem angeblich so schlimm verrenkten Gesäß nicht ins Bett gelegt hat, sondern in die

Schweiz geflogen ist! Nach Genf, und nicht per Holzklasse, versteht sich. Ein Kerl mit einem BMW 6er Coupé hat sie auf dem Flughafen abgeholt. Und zusammen sind diese beiden dann in ein Luxushotel in der Waadt/Léman gefahren. Fünf Sterne, darunter hat sie's natürlich nicht getan! Man möchte ja schon was haben von so einer Krankheit!«

Er griff mit einer jähen Bewegung nach dem Glas, ein paar Tropfen schwappten über, als er es zum Mund führte, er beugte sich vor und schnappte mit den Lippen nach dem Rand des Glases, trank es mit lauten Schlucken halb leer, stellte es ab, ein wenig zu heftig. Vornübergebeugt musterte er die Wassertropfen, die er versprengt hatte. Dann zog er ein Taschentuch hervor, tupfte das Wasser vom Tisch, tupfte auch sein Hemd ab, wischte noch einmal über den Tisch und steckte das Tuch wieder ein.

Ich sagte: »Und daraufhin haben Sie Frau Fuchs fristlos gekündigt.«

»Ja, was denn sonst?!« Er sah mich an. »Ich hab mir das gestattet, sobald ich erfahren hatte, *wo* die Dame ihre Krankheit pflegte! Wollen Sie genau wissen, *wo*? Im *Beauté du Lac*, so nennt sich der Schuppen!« Sein Mund verschob sich zu einem bösen Grinsen. »Das heißt, bevor die Kündigung rausgegangen ist, hab ich mich natürlich kundig gemacht. Aber so bald wie möglich ist der Brief ihr dann zugestellt worden, am Freitag, in ihren Briefkasten zu Hause. Durch einen Boten, der einen Zeugen bei sich hatte.«

Ich fragte: »Bei wem haben Sie sich kundig gemacht?«

Er wies auf die Bücher: »Na, im Gesetz, wo denn sonst? Ich hab ihr geschrieben, dass sie sich... dass sie sich...«

Einen Augenblick lang irrte sein Blick hin und her, er

streckte die Hand nach der Akte aus, als wolle er sich bei ihr Rat holen, aber dann zog er die Hand zurück und sagte hastig: »... dass sie sich offenbar ein ärztliches Attest erschlichen hat! Ja. Natürlich!« Er lehnte sich zurück, lachte. »Ich meine – wenn sie das widerlegen will, kann sie ja erklären, dieser Hausarzt habe ihr aus freien Stücken angeboten, sie krankzuschreiben, obwohl sie nicht krank gewesen sei. Oder er habe ihr den Gefallen getan, weil sie ihm was Schönes versprochen habe. Und das wird sie wohl kaum ausplaudern, nehme ich an! Oder sehen Sie das anders, Herr Anwalt?«

Er lachte, und dann beugte er sich vor. »Und zweitens habe ich ihr geschrieben, dass sie eigenmächtig einen Urlaub angetreten hat, der ihr nicht genehmigt worden war! Und dass sie damit zwei wesentliche Gründe geliefert hat, wie sie für eine fristlose Kündigung erforderlich sind.«

Er sah mich an, schwieg, lächelte offenbar selbstzufrieden.

Ich fragte: »Ihren Betriebsrat haben Sie angehört?«

Er fixierte mich. »Halten Sie mich für beschränkt? Natürlich habe ich den Betriebsrat angehört.« Er setzte noch einmal dieses böse Grinsen auf. »Und stellen Sie sich vor: Er hat sogar zugestimmt!«

Ich nickte. Dann fragte ich: »Abgemahnt haben Sie Frau Fuchs vorher nicht?«

»Nein.« Er zog die Augenbrauen hoch. »Das war in diesem Fall auch nicht erforderlich. Wie Sie sicher wissen!«

Ich sagte: »Nein, tut mir leid. Das weiß ich nicht.«

Er sah mich giftig an, richtete sich in seinem Lehnstuhl auf: »Die Abmahnung ist nicht erforderlich bei einer be-

sonders schweren Pflichtverletzung des Arbeitnehmers!« Er deutete auf seine Papiere: »Soll ich Ihnen das Urteil raussuchen?!«

»Nein danke, das ist nicht nötig. Wissen Sie... die Frage ist nur, ob auch der Richter, den wir in einem Prozess bekommen, das, was Frau Fuchs verbochen hat, für eine besonders schwere Pflichtverletzung hält.«

Er fixierte mich. »Das ist doch wohl keine Frage?!«

»Da bin ich nicht so sicher.« Ich lächelte ihn an. »Lassen Sie mir ein wenig Zeit, mich mit dem Fall auseinanderzusetzen. Aber was ich noch wissen wollte: Wie hat Frau Fuchs auf die Kündigung reagiert? Von der Reise ist sie doch zurück, nehme ich an?«

»Das wäre ja auch noch schöner!« Er schüttelte heftig den Kopf. Unversehens hörte er auf damit. Ich sah, wie innerhalb von Sekunden seine Stirn feucht wurde. Er fingerte das Taschentuch aus der Hosentasche hervor, rieb sich über die Stirn und die Wangen, die sich hochrot färbten. Aber wenig später glänzte die Haut schon wieder von Schweiß.

Er sagte: »Sie ist am vergangenen Sonntag zurückgekommen. Und am Montag ist sie im Betrieb erschienen und hat sich pro forma gesundgemeldet. Und dann hat sie Pauly wegen der Kündigung... wegen der Kündigung... einen Riesenzirkus gemacht. Typisch für diese Frau! Pauly hat sie vor die Tür setzen müssen. Mehr oder weniger.« Er atmete tief.

Ich nickte. Einen Augenblick lang zögerte ich, dann fragte ich: »Geht es Ihnen gut? Oder sollen wir eine Pause machen?«

Er zog die Augenbrauen zusammen. »Was soll denn das?! Ich bin okay, also machen Sie gefälligst weiter!« Er fuhr sich einmal hastig mit dem Tuch über die Stirn.

Nach einer kleinen Pause fragte ich: »Und sie hat Ihrem Geschäftsführer angekündigt, dass sie gegen die Kündigung klagen wird?«

»Aber logo!« Er lachte. »Ich hätte mich auch sehr gewundert, wenn sie uns damit nicht auf der Stelle gedroht hätte!«

Ich nickte, und dann schwieg ich. Ich vergegenwärtigte mir noch einmal seine Schilderung des Falles. Er beobachtete mich, offenbar misstrauisch.

Am Ende sagte ich: »Woher wussten Sie eigentlich, dass Frau Fuchs in die Schweiz gereist ist?«

Er lächelte. »An dem Samstag vor einer Woche, an dem Pauly die Krankmeldung im Briefkasten gefunden hat, an demselben Samstag habe ich einen Detektiv engagiert.«

»Einen Detektiv?«

»Aber ja! Wer dieses Weib aufs Kreuz legen will, der muss sich was einfallen lassen!« Er lachte. »Pauly hat mich gleich mittags informiert, und ich habe den Detektiv engagiert. Am Samstagnachmittag hat er schon seinen Posten vor ihrer Wohnung bezogen. Während der Nacht hat er sich vertreten lassen, und am Sonntagmorgen ist er ihr gefolgt. Als sie zum Flughafen fuhr, verstehen Sie? Er hat mich von dort angerufen und mir gesagt, dass sie nach Genf fliegt, und ich habe ihm gesagt, er soll mit ihr fliegen.« Er lachte. »Am anderen Morgen, als klar war, dass sie bis zum nächsten Sonntag bleiben würde, ist er dann zurückgekommen.«

Ich nickte.

Er sagte: »Sonst noch Fragen?«

Ich dachte einen Augenblick nach, dann sagte ich: »Ja, eine noch.«

»Und das wäre?« Ich sagte: »Haben Sie eine Aushilfe einstellen müssen... anstelle von Frau Fuchs? Um diesen großen Auftrag erledigen zu können?«

Er warf den Kopf nach hinten, als erinnere er sich an etwas Ärgerliches. »Ach, der Auftrag, ja!« Er sah mich an, schüttelte den Kopf. »Den habe ich nicht bekommen, leider. Ein Konkurrent hat ihn mir weggeschnappt, in letzter Minute. Hat dem Kunden einen Dumpingpreis gemacht. Wie's heutzutage unter ordentlichen Kaufleuten so zugeht.« Er schüttelte den Kopf. »Aber bei so was mache ich nicht mit. Nicht mit mir!«

Ich blieb noch einen Augenblick sitzen, dann stand ich auf.

Er sah mich prüfend an. »Das war's?«

»Ja.« Nach einer Pause sagte ich: »Es sei denn, Sie hätten mir noch etwas zu sagen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht dass ich wüsste.«

Ich nahm meinen Aktenkoffer. »Sagen Sie mir bitte Bescheid, sobald das Gericht sich meldet.«

»Na klar, werde ich.«

Ich deutete auf seinen Aktendeckel. »Das ist für mich?«

»Ja, sicher, sicher.« Er nahm die Akte auf, hielt sie in der Schwebe, sah mich an. »Und... wie geht der Prozess aus?«

Ich sagte: »Ich weiß es nicht.« Nach einer Weile, in der er mich mit offenbar wachsendem Groll anstarrte, sagte ich: »Ich bin nicht sicher, dass wir ihn gewinnen werden.«

»Was?!« Er funkelte mich an. »Können Sie mir dann mal sagen, warum Sie mich hier so lange aufgehalten haben?«

Bevor ich antworten konnte, warf er den Aktendeckel vor mich auf den Tisch. »Ach, hol's doch der Teufel! Da, packen Sie das Ding ein, und amüsieren Sie sich damit!«

Bernhard Schlink im Diogenes Verlag

»Schwungvoll geschriebene, raffiniert gebaute Romane, in denen die politische Aktualität und die deutsche Vergangenheit präsent sind.«

Dorothee Nolte / Der Tagesspiegel, Berlin

»Bernhard Schlink gehört zu den Autoren, die sinnlich, intelligent und spannend erzählen können – eine Seltenheit in Deutschland.«

Dietmar Kanthak / General-Anzeiger, Bonn

»Bernhard Schlink gelingt das in der deutschen Literatur seltene Kunststück, so behutsam wie möglich, vor allem ohne moralische Bevormundung des Lesers, zu verfahren und dennoch durch die suggestive Präzision seiner Sprache ein Höchstmaß an Anschaulichkeit zu erreichen.« *Werner Fuld / Focus, München*

Die gordische Schleife

Roman

Selbs Betrug

Roman

Der Vorleser

Roman

Auch als Diogenes Hörbuch erschienen, gelesen von Hans Korte

Liebesfluchten

Geschichten

Die Geschichte *Der Seitensprung* auch als Diogenes Hörbuch erschienen, gelesen von Charles Brauer

Selbs Mord

Roman

Vergewisserungen

Über Politik, Recht, Schreiben und Glauben

Die Heimkehr

Roman

Auch als Diogenes Hörbuch erschienen, gelesen von Hans Korte

Vergangenheitsschuld

Beiträge zu einem deutschen Thema

Das Wochenende

Roman

Auch als Diogenes Hörbuch erschienen, gelesen von Hans Korte

Außerdem erschienen:

Bernhard Schlink & Walter Popp

Selbs Justiz

Roman

Selb-Trilogie

Selbs Justiz · Selbs Betrug · Selbs Mord
Diogenes Hörbuch, 2 CD im MP3-Format, gelesen von Hans Korte

Erich Hackl
im Diogenes Verlag

»Seine Fähigkeit, aus den zur Meldung geschrumpften Fakten wieder die Wirklichkeit der Ereignisse zu entwickeln, die Präzision und zurückgehaltene Kraft der Sprache lassen an Kleist denken.«

Süddeutsche Zeitung, München

»Mit seinem nüchternen Stil tritt Hackl an die Stelle des Chronisten: er ermittelt, rekonstruiert, beschreibt. Auf ihn trifft García Márquez' Postulat zu, wonach ein Schriftsteller politisch Stellung beziehen, vor allem aber gut schreiben muß.«

Siempre!, Mexiko-Stadt

»Er zählt zur aussterbenden Population der Autoren mit Gesinnung. Und doch drängen seine poetisch-stillen und gleichzeitig politisch hochbrisanten Bücher stets zur Spitze der heimischen Bestsellerliste.«

Dagmar Kaindl / News, Wien

»Berichte aus einer nicht abgeschlossenen Vergangenheit: große zeitgenössische Literatur der Ernsthaftigkeit.«

Christian Seiler / profil, Wien

Auroras Anlaß

Erzählung

In fester Umarmung

Geschichten und Berichte

Abschied von Sidonie

Erzählung

Entwurf einer Liebe

auf den ersten Blick

Erzählung

Materialien zu Abschied

von Sidonie

Herausgegeben von Ursula Baumhauer

Die Hochzeit

von Auschwitz

Eine Begebenheit

König Wamba

Ein Märchen. Mit Zeichnungen von Paul Flora

Anprobieren eines Vaters

Geschichten und Erwägungen

Sara und Simón

Eine endlose Geschichte

Als ob ein Engel

Erzählung nach dem Leben